

wie er war, mußte Entfernung zwischen sich überzeugen, daß er auf demselben König zu melden. — „Er, Sie“, murmelte ihm diesen kleinen Bericht eine goldene, folge der Strapazen.



Explosionsgefahr zu fernst gefüllt werden. ung eines besonders leichten ist bekanntlich chens, der sich in der und, wie man sagt, festliche nicht fehlen als jungverheirateter Breslau kennen und seitdem allem andern se's, nirgends wird so wie in Schlesien, und sich den Kopf darü- llen, daß der Streusel ich und mild ist, wä- schließt und hart wird, gleiche Teile rohe der und Bunt nach it nichts zu wünschen er liegt gewöhnlich im und Weglassen zweier en werden. Die schle- Streusel nur wenig bern Puderzucker, dem wegen einen Kaffee- gt. Damit der Streu- nimmt sie ein halbes e Rasse, es recht gut ache ist, daß das Bad- uen und Baden der mengt wird und nicht Wer einmal auf diese ird diese beiden ein- eglaffen wollen und hre einlegen. M. An.



er: s: Aller, Hand, allerhand. zu größten Taten!



Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
Verlag von Adam Etienne, Destrach-Ettville.

1916. * Nr. 9.

Das stille Haus.

Roman von W. Kabel. (Fortsetzung.)

11. (Nachdruck verboten.)

In dieser Nacht schlief Matra besser, als er gehofft hatte, obwohl er sich vor dem Einschlafen noch lange Zeit mit dem Gedanken beschäftigte, ob etwa Ewald Bidler mit dem verschwundenen Diener Harprecht identisch sein könne, — eine Vermutung, auf die er eigentlich nur deswegen gekommen war, weil Bidler sich ihm bisher nur bei dem ungewissen Lichte der Straßenlaternen und einer trüben brennenden Petroleumlampe gezeigt hatte und weil dieser mit seiner dunklen Brille, dem fahlen Kopf und dem graumelierten Vollbart eine recht seltsame Erscheinung darbot.

Des Schriftstellers erster Gang am anderen Morgen war zu dem Hektor. Hektor ging es heute schon bedeutend besser. Gefahr war überhaupt nicht mehr vorhanden. — Dann fragte Matra telephonisch bei Schaper an, ob dieser zu sprechen sei. Der Detektiv aber gab dem Schriftsteller persönlich Antwort. Und eine halbe Stunde später sahen die beiden wieder in demselben gemütlichen Raume einander gegenüber, den Matra gestern schon kennen gelernt hatte.

Schaper hörte ohne besonderes Interesse zu, als der Schriftsteller mit wachem Feuererfenne Neugierigkeiten vortrug.

meinte er enttäuscht. Denn er hatte gehofft, Schaper würde ihn endlich in die bisherigen Erfolge seiner Spürfähigkeit einweihen.

„Vorläufig ja“, entgegnete der Detektiv gelassen.

„Und was sagen Sie zu dem Brief mit der vielversprechenden Unterschrift?“ fragte Matra etwas ungeduldig.

„Für mich bringt er nicht viel Neues. Ich ahnte das.“

„Was ahnten Sie?“ entfuhr es dem Schriftsteller.

„Den richtigen Zusammenhang der Dinge“, war Schapers diplomatische Erwiderung.

Matra sah ein, daß der Detektiv ihm auswich und erhob sich etwas verlezt.

„Aber lieber Herr Doktor“, bat Schaper da begütigend, „wozu dieses bitterböse Gesicht! Ich darf in unserem Interesse noch nicht mit meiner Wissenschaft herausrücken, glauben Sie mir das doch! Um Ihnen aber wenigstens etwas Neues mitzuteilen: die Überwachung des Hauses in der Wertherstraße, wo Herr Bidler seine zweite Wohnung hat, ist aufgegeben worden, weil sich diese Arbeit fernerhin erübrigt. Es genügt, wenn wir nur die Philippstraße im Auge behalten.“

„So?! Wieswegen denn?“

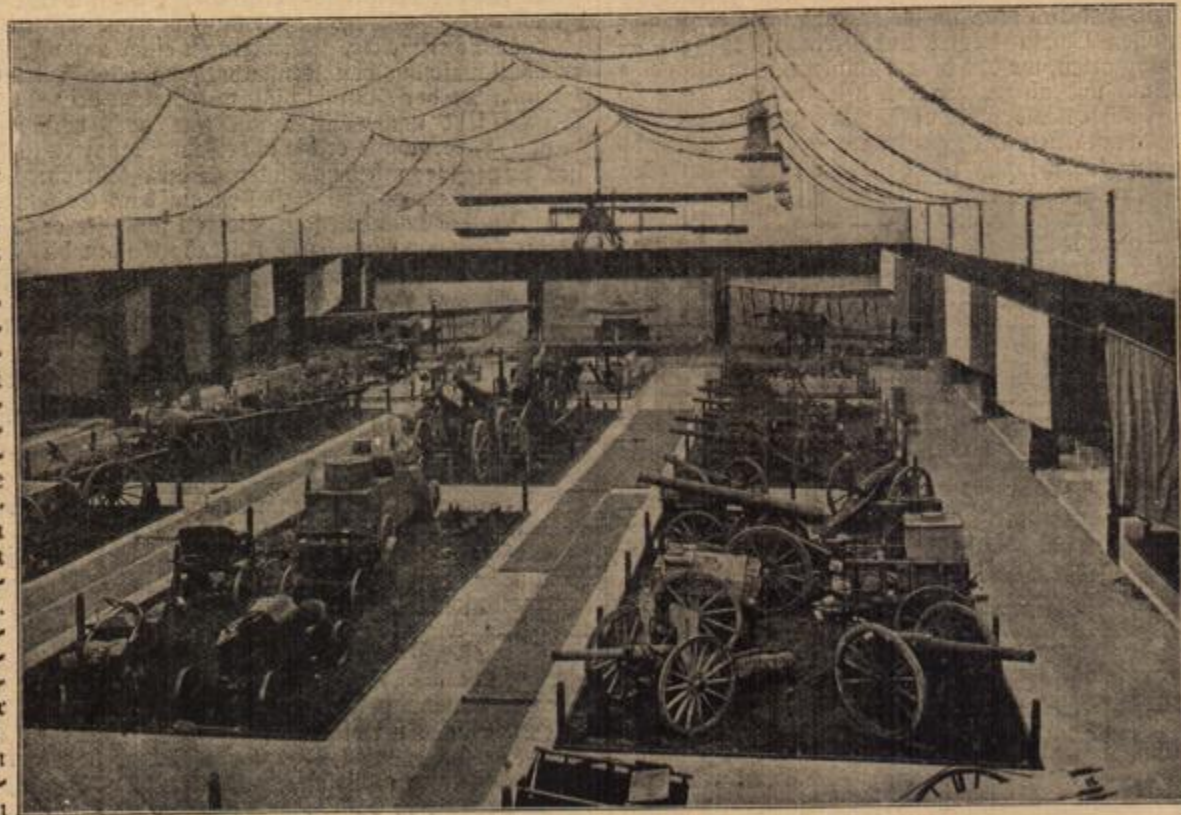
„Bis jetzt waren Sie aber doch anderer Ansicht.“

„Allerdings. — Aber heute habe ich doch die Gewißheit erlangt, daß Thomas van Heiderßen und Ewald Bidler so gar intime Freunde sind, wie dies nur zwei gleichgefinnte Menschen sein können, eben unzertrennliche

Freunde! — Überwachen wir den einen, so wissen wir auch, was der andere tut.“

„Sie geben mir Rätsel auf. Was heißt das alles nun wieder?“ meinte Matra kopfschüttelnd.

„Versuchen Sie das Rätsel zu lösen. Gelingt es Ihnen, dann kommen Sie zu mir, und ich sage Ihnen, ob Ihre Lösung richtig ist.“



Die deutsche Kriegsausstellung in Berlin. W. J. D., Berlin. (Mit Text.)

Nachher sagte er mit derselben Gleichgültigkeit: „Sie können ja dem Herrn Baron bestellen, Herr Doktor, daß er sich weiter keine Sorgen zu machen braucht. Er wird seine Diamanten wieder bekommen.“ Das „wird“ betonte er stark.

Matra schaute den Detektiv verdutzt an. „Ist das alles, was Sie mir auf meine wichtigen Mitteilungen hin zu erklären haben?“

Freunde! — Überwachen wir den einen, so wissen wir auch, was der andere tut.“

„Sie geben mir Rätsel auf. Was heißt das alles nun wieder?“ meinte Matra kopfschüttelnd.

„Versuchen Sie das Rätsel zu lösen. Gelingt es Ihnen, dann kommen Sie zu mir, und ich sage Ihnen, ob Ihre Lösung richtig ist.“

Recht unzufrieden machte Matra sich wieder auf den Heimweg, nachdem er den Detektiv noch gefragt hatte, ob dieser etwas von Vornemann gehört habe. Aber Schaper war angeblich ebenfalls ohne Nachricht geblieben.

Die nächsten Tage vergingen, und nichts Besonderes geschah. Wenn Baron von Barnbiel mit Matra bei dessen täglichen Nachmittagsbesuchen zusammentraf, so forschte er regelmäßig nach dem Stande der Angelegenheit, die jetzt sein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Aber stets mußte der junge Schriftsteller bekennen, daß der Fall Heiderßen sozusagen auf dem toten Punkt angelangt sei. Bei Gelegenheit einer dieser kurzen Unterredungen, die den geheimnisvollen Fall betrafen, meinte Herr von Barnbiel dann schon etwas ungeduldig:

„Heute haben wir Donnerstag, lieber Doktor. Vier Tage sind also inzwischen verstrichen, ohne daß Schaper sich zu einer entscheidenden Tat aufgerafft hat. Ich begreife das nicht. Wenn er so fest überzeugt ist, daß in Heiderßen's Keller ein menschlicher Leichnam verborgen liegt, so mag er doch die Polizei benachrichtigen, damit diese eine Hausdurchsuchung vornehmen läßt. Dieses Warten ist für uns alle äußerst unangenehm. Es muß etwas geschehen. Was meinen Sie, wenn ich mit Schaper mal herbestelle?“

„Das wird auch nichts helfen, Herr Baron“, erklärte Matra ernst. „Ich war gestern Abend bei ihm und sagte ihm ungefähr dasselbe, was ich soeben von Ihnen hörte. Schaper antwortete darauf sehr kühl: Wenn Sie alles verderben wollen, Herr Doktor — bitte, so wenden Sie sich meinetwegen an die Behörden.“

„Ich möchte Sie aber darauf aufmerksam machen, daß wir Heiderßen bis jetzt trotz aller gegen ihn sprechenden Verdachtsgründe nichts Gefährliches nachweisen können, ja nicht einmal den Beweis zu führen vermögen, daß seine Diamanten aus dem Diebstahl bei dem Baron herrühren. Lassen wir jetzt nach der Leiche, deren Vorhandensein ich doch auch nur vermute, nachgraben und haben wir damit einen Mißerfolg, d. h. wird nichts Belastendes gefunden, so ist Heiderßen gewarnt und wird den neuen verbrecherischen Plan, bei dessen Ausführung ich ihn entlarven will, natürlich aufgeben.“ — So ungefähr, Herr Baron, sprach Schaper zu mir. Und, offen gestanden — ich mußte ihm beipflichten.“

Herr von Barnbiel nickte. „Gut, warten wir also ab. Denn auch ich erkenne Schapers Bedenken als schwerwiegend genug an.“

So endete diese Besprechung. Thomas van Heiderßen kehrte auch am Freitag noch nicht von seiner Reise zurück, obwohl er doch nur fünf bis sechs Tage hatte fortbleiben wollen. Matra war in dieser ereignislosen Woche seinem Hausgenossen Ewald Pidler nur dreimal begegnet — stets Abends im Vorgarten, wo das dicke Männlein, gemütlich eine Pfeife rauchend, auf und ab zu wandern pflegte. Am Tage, so lange es hell war, blieb Pidler stets unsichtbar. Und diese Scheu vor dem Tageslicht verstärkte nur Matras Verdacht, daß Heiderßen's Genosse ständig eine Verkleidung trage und in Wirklichkeit ganz anders aussehen müsse, wie ja auch seine heisere Stimme für einen argwöhnischen Beobachter wenig echt klang.

So kam der Sonnabend heran. Matra war am Nachmittag wie gewöhnlich bei Barnbiel's gewesen und hatte nachher noch den Tierarzt aufgesucht, der den Wolfshund weiter in Pflege behielt, da sich bei dem armen Hektor nach der Vergiftung leichte Lähmungserscheinungen eingestellt hatten. Trotzdem würde der Hund jedoch, wie der Arzt wiederholt versicherte, völlig geheilt.

Gegen halb neun Uhr Abends betrat Matra dann, nachdem er auswärts zu Nacht gegessen hatte, sein Zimmer. Gewohnheitsmäßig warf er einen prüfenden Blick in den an der Stubentür angebrachten Briefkasten. Ein Stück weißes Papier leuchtete ihm entgegen. Es war eine Nachricht von Heiderßen, der sich in Matras Abwesenheit wieder eingefunden hatte. Der lose zusammengefaltete Zettel enthielt nur wenige Zeilen:

Lieber Doktor!
Besuchen Sie mich bitte noch heute Abend, selbst wenn Sie erst spät heimkehren sollten. Ich bin neugierig, was Baron von Barnbiel zu meiner Offerte gesagt hat. Thomas van Heiderßen.

Auf der Platte seines Schreibtisches aber fand Matra eine Depesche, in der Vornemann kurz ankündigte, daß er wahrscheinlich Montag oder Dienstag nächster Woche in Berlin eintreffen werde. Das Telegramm war in Emden aufgegeben und nur mit „Edgar“ unterzeichnet. Im übrigen hatte der junge Millionär während dieser Zeit nicht das geringste von sich hören lassen. Kein einziges Wort in der Depesche deutete auch jetzt darauf hin, ob er bei seinen Nachforschungen Erfolg gehabt hätte.

Heiderßen empfing den Schriftsteller mit übertriebener Liebenswürdigkeit. Wieder lag in Matra ein Gefühl deutlichen Widerwillens auf, als des hageren, bleichen Mannes feuchtkalte Hand sich um die seine spannte. Doch er ließ sich nichts anmerken und nahm freundlich dankend des Alten Einladung zu einem Glase Rotwein an.

Sie saßen in Heiderßen's Empfangszimmer und plauderten über gleichgültige Dinge. Der Diamantenhändler hatte zunächst nach der Antwort des Barons gefragt und schien sichtlich befriedigt, als der Schriftsteller ihm mitteilte, daß Herr von Barnbiel Anfang nächster Woche zunächst einmal die ihm zum Kauf angebotene Sammlung besichtigen wolle. Heiderßen erzählte später auch eine abenteuerliche Geschichte, die ihm in Kapstadt passiert war. Mittlerweile war es recht spät geworden und Matra gähnte bereits verstohlen. Dann begann der Alte von den Geschäften zu sprechen, die er in Halle erledigt hatte.

„Kommen Sie, Doktor, ich muß Ihnen doch zeigen, was ich dem langjährigen Bekannten, mit dem ich in Halle zusammentraf, abgekauft habe“, meinte er mit einem stolzen Lächeln. Er führte Matra in sein Schlafzimmer, wo der Schrank stand, öffnete diesen und nahm ein kleines Etui heraus, in dem ein selten großer Smaragd auf einem Bett von weißer Seide ruhte. „Wie gefällt Ihnen dieses neue Stück meiner Sammlung?“ fragte er ganz begeistert.

Der Schriftsteller gab seiner Bewunderung beredten Ausdruck. „Herrlich ist der Stein, einzig schön. Der muß ja ein kleines Kapital gekostet haben“, beendete er seine lobende Kritik dieser Neuverwerbung.

Heiderßen hatte inzwischen die übrigen Kästen mit den Edelsteinen herausgeholt und weidete sich an dem Sprühen und Funkeln der Juwelen, indem er seinen Gast auf dieses und jenes Exemplar aufmerksam machte.

„Elektrisches Licht — das ist das Beste für Brillanten“, meinte er. „Es bringt Leben in den toten Stein, enthüllt seine Farbenpracht, weckt den ganzen Zauber dieses gleißenden Schmuckes. Ganz leicht wird es mir doch nicht werden, diese Juwelen, an denen mein Herz hängt, zu veräußern“, fügte er sinnend hinzu, während er seine Schätze wieder in den Schrank verschloß.

Matra verabschiedete sich jetzt, da er müde war, mit freundlichen Damesworten und ging in sein Zimmer hinüber. Im Bett las er noch die Abendzeitung, löschte dann das Licht und drehte sich auf die andere Seite. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. In steigender Nervosität wälzte er sich in den Kissen hin und her. Der Gedanke, daß Heiderßen wieder daheim sei, erfüllte ihn mit einer seltsamen Unruhe. Eine Stunde mochte er so dagelegen haben, als er draußen auf der Straße das Rattern eines Autos hörte, das dann anscheinend vor dem Hause Halt machte. Anathem lief der Motor noch eine Weile, dann wurde es still. Kein Zweifel — der Wagen hielt dicht vor der Gartentür.

Der Schriftsteller, getrieben von einer argwöhnischen Neugier, erhob sich, schlug den Fenstervorhang etwas zurück und schaute hinaus. Da der Himmel dicht mit Wolken bedeckt war und in der Straße jetzt nach Mitternacht nur noch vereinzelte Laternen brannten, vermochte er die über dem Vorgarten lagernde Dunkelheit nur schwer mit den Blicken zu durchdringen. Trotzdem schien es ihm, als ob er zwei Gestalten auf dem Seitenwege nach dem Hofe hin verschwinden sah. Schnell schlüpfte er in seine Kleider, da ihm das vor dem Hause haltende Automobil höchst verdächtig schien. Dann stellte er sich wieder ans Fenster und spähte hinaus.

Wohl fünf Minuten vergingen so.

Dann — jeder Blutstropfen wich vor Schreck aus Matras Gesicht — dann schrillte plötzlich im Korridor eine Glocke, laut, durchdringend, unaufhörlich, — das Alarmsignal. Wie versteinert stand der Schriftsteller da. Nur einen Augenblick. Ein Sprung nach dem Nachttisch, er riß die Schublade auf und stürzte nun mit dem geladenen Revolver in der Hand in den Vorplatz hinaus.

Gellende Hilferufe ertönten aus Heiderßen's Schlafzimmer, hervorgestoßen wie in wahnwitziger Angst. Deutlich erkannte Matra des Alten Stimme.

Das Entsetzen lähmte ihn förmlich. Endlich raffte er sich auf, trommelte mit den Fäusten gegen die Tür, die leider verschlossen war. Mit seinem ganzen Körpergewicht warf er sich jetzt dagegen. Er hoffte, das Schloß zu sprengen. Es gelang ihm nicht.

Zurück stürzte er in sein Zimmer, lehnte sich weit zum Fenster hinaus, um die Nachbarschaft zu wecken. Doch das Wort blieb ihm im Munde stecken, kein Schrei drang über seine Lippen. Stieren Blickes verfolgte er die Gestalt eines Mannes, der, mit einem langen Bündel über der Schulter, das in ein Tuch eingehüllt war und recht schwer zu sein schien, auf das Auto zu lief, jetzt seine Last in das Innere des Wagens warf und dann den Motor anfuhr.

Gerade als Matra mit voller Lungenkraft sein erstes „Hilfe, Hilfe, haltet das Auto auf!“ hervorrief, setzte der Wagen sich in Bewegung, raste sofort mit ganzer Schnelligkeit die Straße hinunter und verschwand ungehindert um die Ecke.

Der Mann aber, der das lange Bündel in das Auto geschleudert hatte und dann geflohen war, konnte nur Ewald Pidler gewesen sein. Matra hatte dessen Gesicht mit der dunklen Brille

Schnee, so daß die
zu Kälte und die
Wehrhahn machte
bei guter Laune
sich von seiner u
hatte ihn gern;
herunter zum le
unter ihnen. In
Truppe an einer
Kampf mit den
Seite der Deut
nicht viele, die
Emil Behr
lang schwebte
Male mit vollm
so lange verheim
men werden m
sehen schloß er
ähnliche Blasse
tes Gesicht.

Mit heissem M
Schweizer Hedn
bild von Leiden
aber die Augen
sie sah, wie di
den Mann gep
Träne stahl sich
geschlossenen Lid
hielt er ihre Ha
Trost und Halt

„It es so sch
Er nicht stumm
soweit gefaßt,
„Sie dürfen m
wie halten“, so
wirklich nicht
will ich mich
was wird mei
Die Schwe
cheln. Das ö
wir ja gleich
nisslos sah er
Hand aus de
dem Saal. De
kam sie wied
Augusts Weh
Stunde ange
Sie sah ein
lich aus, wie
Betteln hins
sie ihren Ma
Selbst — ich
sie tapfer zur
Natur gewor
laß man, Sc
Stumm l

dem Grunde
so zornig bli
Mut gab, ih
hier, als da
ihre weiche
„Gute,
wollt.“ Er
„Weß i
Erstamen.
du weg wa
„I — d
„Klatsch
woll, id wi
„Und w
„Id fre
faule Lebe
Wahrheit j
Er läch
„Und b
Lomme? C
„Grade
schieden. I
Befreit
er jetzt erf
Unterton u
sonst frem

deutlich gesehen, als es beim Anfahren des Motors für einen Augenblick von den Scheinwerfern beleuchtet wurde.

12.

Eine Stunde später war die inzwischen erschienene Kriminalpolizei schon in voller Tätigkeit. Man hatte die Türen erbrochen und war in Heiderjens Schlafzimmer eingedrungen. Dort fand man überall deutliche Spuren eines heftigen Kampfes. Stühle waren umgeworfen; auf den Dielen zeigten sich vielfach Blutspitzer; eine größere Blutlache war dicht neben dem Bett auf dem Vorleger zu bemerken.

Der Schrank, in dessen Tür der Patentschlüssel steckte, stand weit offen. Die Fächer waren ausgeräumt. Papiere und die leeren Etuis der Juwelensammlung waren über den Boden verstreut. Dazwischen lag Heiderjens blutbesiedelte Perücke.

Als ein Beamter die Steppdecke des Bettes, das ganz zerwühlt war, hochschlug, wurde der Körper eines in einen Chauffeuranzug gekleideten Mannes sichtbar. Eine schnelle Untersuchung ergab, daß der Betreffende, der eine böse Hiebverletzung am Hinterkopf hatte, nur ohnmächtig und offenbar mit Hilfe von Chloroform noch schwerer betäubt worden war. Von Heiderjen fand man keine Spur, so genau man auch jeden Winkel der Wohnung absuchte.

Kriminalkommissar von Vernuth, der vom Polizeipräsidenten Schöneberg mit der Untersuchung betraut worden war, hatte den Schriftsteller in das Zimmer des Diamantenhändlers gebeten, um sich von ihm nähere Angaben über den verschwundenen Hausbesitzer machen zu lassen. Inzwischen waren die Beamten mit der Durchsicht der vor dem Geldschrank gefundenen Papiere beschäftigt, während der herbeigeholte Arzt sich um den noch immer bewußtlosen Chauffeur bemühte.

Matra erzählte dem Kommissar nochmals, was sich in der Nacht zugetragen hatte und was er von der wertvollen Juwelensammlung, die jetzt fraglos geraubt war, wußte.

Vernuth, ein früherer Offizier, erklärte darauf bestimmt: „Dann kann nur dieser Ewald Bidler, der hier ebenso wenig wie Heiderjen aufzufinden ist, der Mörder Ihres Wirtes sein, Herr Doktor. Der Zusammenhang ist klar. Bidler hat sich bei Heiderjen eingeschlichen, ermordete diesen, plünderte den Geldschrank und holte sich von der Straße dann ein Auto, dessen Chauffeur er unter einem Vorwand in das Haus lockte und betäubte, um den Körper des Toten fortzuschaffen zu können. Unverständlich ist mir nur, weswegen er sich diese Mühe gemacht hat und nicht sofort, nur um seine eigene Sicherheit besorgt, geflohen ist.“

Matra schüttelte den Kopf. „So, wie Sie sich den Hergang vorstellen, Herr Kommissar, kann sich die Tat nicht abgespielt haben. Ich sagte Ihnen ja, daß ich Heiderjen um Hilfe rufen hörte, kurz nachdem die Alarmlöcher zu läuten begannen. Heiderjen muß also — falls er überhaupt ermordet ist, noch gelebt haben, als Bidler mit dem Chauffeur die Wohnräume meines Wirtes von der Küche aus betrat.“

Vernuth überlegte. „Oder aber er war noch nicht ganz tot, als Bidler zurückkehrte. — Doch diese Feststellung ist eine spätere Sorge. Zunächst muß alles aufgeboten werden, damit wir Bidlers habhaft werden. Zu diesem Zweck —“

In demselben Augenblick trat einer der Kriminalschutleute ins Zimmer. „Ein Herr Schaper, Privatdetektiv, bittet um die Gewährung einer kurzen Unterredung. — Außerdem haben wir hier unter den Papieren ein offenes Testament gefunden. Hier ist es.“

Vernuth nahm das Schriftstück und befahl kurz, der Detektiv solle eintreten.

Während sich Schaper und Matra mit einem Händedruck begrüßten, hatte der Kommissar den Inhalt des Testaments überflogen.

„Heiderjen setzt hier in dieser letztwilligen Verfügung“, wandte er sich an Matra, ohne von dem Detektiv weiter Notiz zu nehmen, „seinen Bruder Alexander, anständig in Hamburg, Herrtor 13, zu seinem Universalerben ein. Man wird diesen Herrn als den nächsten Angehörigen also wohl benachrichtigen müssen.“

Schaper, der die Abneigung der Berufspolizei gegen Leute seines Standes sehr wohl kannte, trat einen Schritt vor und sagte fest: „Es dürfte im Interesse der Aufklärung dieses Kriminalfalles liegen, wenn Sie mir recht bald Gehör schenken, Herr Kommissar. Denn der, der in dieser Sache am besten Bescheid weiß, bin ich. Herr Doktor Matra wird es Ihnen bestätigen.“

Der Schriftsteller nickte. „Wir lassen dieses Haus schon seit einiger Zeit beobachten“, erklärte er.

„Wer ist das — wir?“ fragte Vernuth erstaunt.

„Mein Freund Bornemann und ich.“

„So — das ist etwas anderes. — Also dann bitte, was haben Sie vorzubringen, Herr Schaper?“

Dieser zögerte. „Herr Doktor, würden Sie uns allein lassen?“ meinte er freundlich. „Sie erfahren später das Nötige.“

Matra entfernte sich. Was zwischen dem Kommissar und dem Detektiv damals verhandelt wurde, gelangte jedoch erst nach drei

Tagen zu seiner Kenntnis, als endlich das Geheimnis, das Heiderjens Person umgab, vollständig aufgeklärt wurde.

Berlin hatte eine neue Sensation, etwas, das selbst die abgeputztsten Gemüter der an Verbrechen aller Art gewöhnten Einwohner der Reichshauptstadt in Atem hielt. Die Zeitungsverkäufer erlebten goldene Tage. Man riß sich förmlich um die Blätter, die etwas über die geheimnisvolle Mordtat in der Philippstraße brachten, las mit Vier die unter großen, fettgedruckten Überschriften stehenden Artikel, in denen die Reporter mit viel Phantasie und wenig tatsächlichem Material den „Fall Heiderjen“ behandelten. Denn die Polizei, die sonst so gern der Presse sich bei der Aufklärung von Kapitalverbrechen bedient, hüllte sich dieses Mal in tiefes, den meisten unverständliches Schweigen. Die Ereignisse jener Nacht vom Sonnabend zum Sonntag waren allgemein bekannt, ebenso, daß das Automobil des von Ewald Bidler hinterwärts niedergeschlagenen Chauffeurs später im Grunewald mit deutlichen Blutspitzern und -flecken auf den Polstern verlassen aufgefunden worden war. Von all den merkwürdigen Geschehnissen, die diese rätselhafte Untat sozusagen eingeleitet, von der bedeutsamen Rolle, die Bert Matra, der Detektiv Schaper, Bornemann und dessen Wolfshund dabei gespielt hatten, erfuhr die große Menge nichts, rein nichts. — Die Beteiligten waren von der Polizei, die sich nach dem Eingreifen des Privatdetektivs in die Untersuchung dessen Wünschen hinsichtlich der weiteren Behandlung der Angelegenheit vollkommen gefügt hatte, zu strengstem Stillschweigen verpflichtet worden.

So vergingen drei Tage. Dann eine neue Sensation: der Bruder des verschwundenen und doch fraglos ermordeten Thomas Heiderjen war in Berlin eingetroffen und hatte einem Reporter gegenüber die Absicht kundgegeben, er würde, falls die Diebstahlversicherungsgesellschaft Urania nicht freiwillig die Versicherungssumme auszahlen werde, die er als Erbe seines Bruders für die geraubte Diamantensammlung zu beanspruchen habe, im Wege der Zwangsvollstreckung seine Rechte geltend machen, hoffe jedoch, mit der Gesellschaft im guten auseinander zu kommen.

(Schluß folgt.)

In der belgischen Küste.

Aus dem Tagebuch des Kriegsfreiwilligen Oberjägers

Werner Köhler, Potsdam. (Nachdruck verboten.)

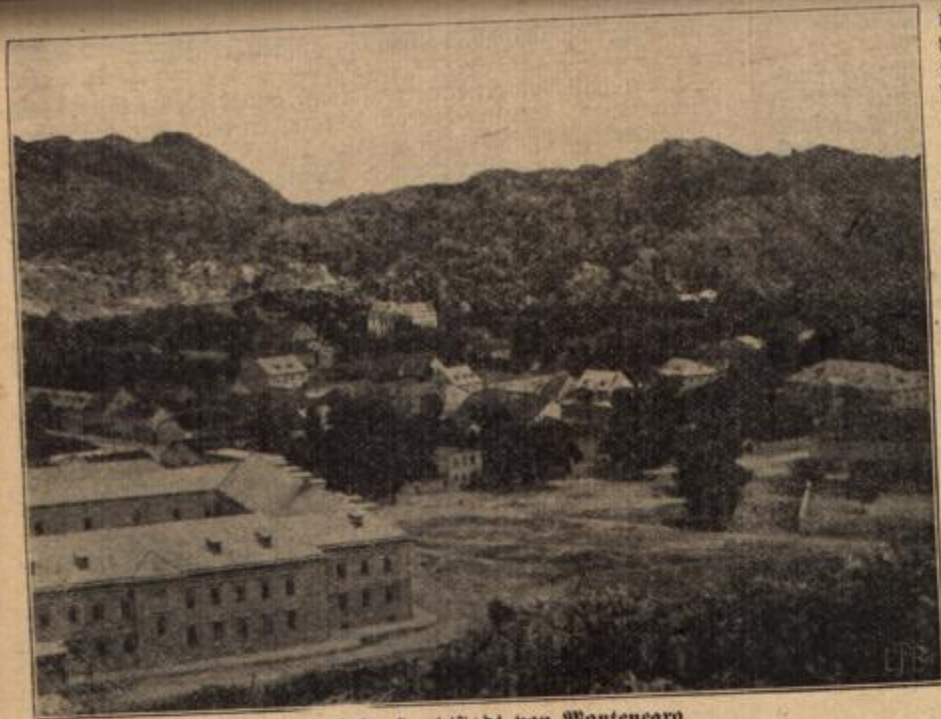
Die Sterne klümmerten noch am Morgenhimmel, während nur ein heller Schein im Osten das Kommen des jungen Tages kündete, als ich mich mit meinem Begleiter auf den Weg zum Bahnhof machte, um aus dem Innern Belgiens nach der seeumbräunten Küste zu fahren, wo des Deutschen Reiches Marine die Wacht gegen den Feind hält. Schwer lagen die Morgennebel auf den Niederungen, durch die der Zug brauste. Es war ein Wallen und Wogen, als ob ein Heer von Geistern sich zum Kampfe rüstete. Aber schon blühten die ersten Sonnenstrahlen auf dem Kreuz der Kapelle der Maria, der hohen Himmelkönigin, die sich ihren Sitz hier vor Mechelens Toren bereitet hat, und aus Dunst und Nebel ragt der gewaltige Turm der altherwürdigen Kathedrale vor uns auf, während der Zug in die zerstörte Bahnhofshalle einfährt, wo die morgendliche Stille eine plötzliche Unterbrechung erfährt. „Umsteigen nach Antwerpen!“ wird draußen mit heiserer Stimme gerollt. Der Landsturmmann neben mir rührt sich nicht. Er träumt in den sonnenklaren Morgen.

Plötzlich streckt ein Eisenbahnbeamter seinen Kopf zur Türe herein und weckt den biedereren Krieger aus seiner Versunkenheit. „Na, Mensch, dir such ich schon seit zwanzig Minuten; du mußt doch umsteigen!“ sagt der Beamte in jenem freundlichen Ton, der bekanntermaßen den preussischen Eisenbahnern eigen ist.

Mit der klassischen Antwort: „Hab ich mir doch gedacht —“ poltert der schon etwas angegraute Jünger Mars zur Türe hinaus.

Weiter geht es in den sonnenhellen Morgen hinein. An dem verbrannten und zerstörten Gerüste braust der Zug vorüber. Dreimal wurde das Städtchen getrunkt, erst beim vierten Male blieb es endgültig in deutscher Hand. Württembergischer Landsturm versteht die Sicherung der Bahnstrecke nach Gent. Frisch liegen draußen in der Morgensonne Ostflanders herrliche Fluren. Freundliche Dörfer und üppige Weiden, auf denen das Rindvieh in behaglicher Ruhe graszt, ziehen an uns vorüber.

Bald künden große Massen von Leerkühen, zerstörte belgische Lokomotiven, funkelneue, auf Eisenbahnwagen verstaute Geschütze die Nähe eines größeren Bahnhofs an, und nach wenigen Minuten braust der Zug in Gent St. Peter ein, wo sich tagtäglich ein Riesenverkehr abwickelt. Langsam entleert sich der Zug. Eine gewaltige Menge Militär harret des Schnellzuges, der, von Brüssel kommend, über Gent und Brügge der Küste zufließt. Auf dem Gleis gegenüber hält ein unendlich langer Lazarettzug, in



Cetinje, Hauptstadt von Montenegro.

dem die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt nach der nicht allzu fernern Front getroffen werden. — Die Fenster haben sinnige Hände mit einem Kranz von Blumen umwunden. Selbst das tiefste Elend und die höchste Not weiß die Liebe durch den Balsam der Schönheit zu lindern.

Plötzlich läßt das wohlbekannte Surren von Propellern aller Augen sich zum Himmel richten. Eine bange Frage durchzuckt für einen Augenblick die Herzen: Freund oder Gegner? — Da wiegt sich in dem wolkenlosen Blau des Aethers eine schlanke Taube. Auf der Unterseite der Flügel hebt sich leuchtend das schwarze Kreuz auf weißem Grund ab. Erleichtert betrachten die Soldaten das interessante Schauspiel, welches das in eleganten Kurven sich wiegende Flugzeug bietet.

Indem bräut auch schon der Brüsseler Schnellzug heran und verfährt das Gemisch der verschiedenartigsten Uniformen, die sich soeben noch auf dem Bahnhofsplatze tummelten. Mit rasender



Alfred Ilg.

früher langjähriger Minister und Vertrauter des Kaisers Wilhelm von Österreich. (Mit Text.)

Eile durchfährt der Zug die stille flandrische Landschaft, die mit ihren schmutzen Dörfern, saftigen Wiesen und den schmutzgeraden Äcken sich wie ein Garten Gottes, ein zweites Eden, vor unsern Blicken ausbreitet. — Wer könnte glauben, daß noch vor Jahresfrist der Sturm des gewaltigsten Krieges, den die Weltgeschichte kennt, über diese friedlichen Fluren dahintobte, und daß so mancher Mutter junger Sohn in dieser gottgesegneten Erde mit der Todeswunde in der Brust für immer schläft.

Da tauchen vor uns, in Sommenglut gebadet, Türme und Dächer von Brügge, der toten Stadt, auf. Das Glockenspiel vom Velsried klingt, von dem Winde verweht, zu uns herüber. Die Marine verleiht hier diesem farbenprächtigen

Tausende von Besuchern in Krieg und Frieden hierher lockt, aber wo der Strom der Badegäste sich sonst zur Düne hin ergoß, stehen heute Marineposten mit aufgezogenem Seitengewehr, die den Zugang zum Strand sorgsam hüten. Nebeneinander aufgefahrene Badekarren, deren schwarze Nummern weithin leuchten, verhindern auch jeden Ausblick auf die in möglicher Deckung ruhenden Küstenbatterien, die vor den Augen von Spionen nicht weniger als vor denen der gegnerischen Flieger geschützt werden müssen. Auch der Zugang zum Kurort des nebst Biarritz wohl elegantesten Bades Europas ist gesperrt. Die vornehmen Strandhotels des Boulevard van Iseghem und der rue Royale sind samt und sonders mit den Stäben und Mannschaften der Marinetruppen belegt, die hier fortwährend in Alarmbereitschaft liegend, der englischen Flotte oder der alltäglichen und allnächtlichen Ostende einen Besuch abstattenden gegnerischen Flieger harren. An Stelle der promenierenden Damenwelt und des leichten Flirts Trompeten und eiserne Waffentlang, denn Mars regiert die Stunde.

Neben dem Chalet du Roi führt eine sehr schmale Straße zum Meer. Auf dem in der Vormittags-sonne blühenden Strande

Bilde eine besondere Stimmung. — Nach abermals halbstündiger Fahrt liegt das Häusermeer von Ostende vor uns. Die schlanken Türme von St. Sauveur, der Heilandskirche, grüßen zu uns herüber. Ein Fesselballon wiegt sich dicht am Bahnhof hoch oben im Blau des Himmels.

Auf dem Bahnhof selbst widelt sich ein militärischer Riesenbetrieb ab. Es ist, als ob hier eine immerwährende Mobilmachung herrschte. Wo die eleganten Stiefelchen der Vertreterinnen der internationalen Damenwelt über den Zementboden dahinhuschen, dröhnt heute der feste Schritt der Angehörigen aller Regimenter des deutschen Heeres und der Marine. In der rue de la Chapelle drängt sich der Strom des Militärs an der Heilandskirche und dem Stadthaus vorüber durch die rue de Flandre zu dem Strande. — Denn das Meer ist es, das unendliche, ewig wogende Meer, welches diese



Professor Dr. Hermann Staatsch.
(Mit Text.)

hüten. Nebeneinander aufgefahrene Badekarren, deren schwarze Nummern weithin leuchten, verhindern auch jeden Ausblick auf die in möglicher Deckung ruhenden Küstenbatterien, die vor den Augen von Spionen nicht weniger als vor denen der gegnerischen Flieger geschützt werden müssen. Auch der Zugang zum Kurort des nebst Biarritz wohl elegantesten Bades Europas ist gesperrt. Die vornehmen Strandhotels des Boulevard van Iseghem und der rue Royale sind samt und sonders mit den Stäben und Mannschaften der Marinetruppen belegt, die hier fortwährend in Alarmbereitschaft liegend, der englischen Flotte oder der alltäglichen und allnächtlichen Ostende einen Besuch abstattenden gegnerischen Flieger harren. An Stelle der promenierenden Damenwelt und des leichten Flirts Trompeten und eiserne Waffentlang, denn Mars regiert die Stunde.



Eine Schwester vom bulgarischen roten Kreuz.



Generalleutnant Sir Murray,
der englische Oberbefehlshaber der Gallipoli-
Armee. (Mit Text.)

tummeln sich mei-
schen Krieger in
her ununter-
brochen der
Donner der
Geschütze die
Luft erdröh-
nen läßt.
Hoch zu un-
sern Häupten
zieht ein Flie-
ger seine Krei-
se. Das mit
dem Glas be-
waffnete Auge
erkennt ganz
deutlich die
Kreuzen auf den
Schwingen.
Es ist ein deut-
scher Vorpo-
sten, der dort
in einer Höhe
von mehr als
tausend Me-
tern Wache
hält. Vor uns
aber dehnt sich
im Sonnen-
glanze flim-
mernd die von
taum einem
Lüftchen be-
wegte Nord-
see, nur am
Horizont, wo
ein feiner Ne-
belschleier die
den Sand. I-
her tönen un-
serer Schritte
meinem Schritt
lofer Reihe
Bataillon hin-
nes jener Re-
aus den Schi-
noch nicht zu
fernten Fron-
her marschie-
den Genuß
Bades zu vo-
Nieuport, u-
und Opern-
her und ero-
gestrengten
ten des glü-
In der
saals liegt d-
eine Bombe
die in der
einem engli-
worfen wi-
Glück nicht
Im Geg-



Das Hochgebirgstal von Cetinje,

durch das die österreichisch-ungarischen Truppen unter heftigen Kämpfen vom Lovcen aus nach Cetinje vordrangen.

tummeln sich meist gänzlich im Adamskostüm Tausende von deutschen Kriegern in harmloser Fröhlichkeit, während von Neuport

würde. Zwar erschien vor einiger Zeit eine englische Flotte von etwa 46 Schiffen vor Ostende, die ihre Granaten aber nur auf die Werft richteten. Durch Niederlegen des Leuchtturms, der den englischen Kanonieren als willkommenes Ziel diente, ist diese Gefahr erheblich verringert.

her ununterbrochen der Donner der Geschütze die Luft erdröhnen läßt.

Hoch zu unsern Häupten zieht ein Flieger seine Kreise. Das mit dem Glas bewaffnete Auge erkennt ganz deutlich die Kreuze auf den Schwingen. Es ist ein deutscher Vorposten, der dort in einer Höhe von mehr als tausend Metern Wache hält. Vor uns aber dehnt sich im Sonnen- glaste flimmernd die von kaum einem Lüftchen bewegte Nordsee, nur am



Vom Kriegsschauplatz in Montenegro: Verhör gefangener Montenegriner. Kilophot, Wien.

Horizont, wo Himmel und Meer in eins verschwimmen, legt sich ein feiner Nebel über die Wogen. Mit monotonem Rauschen flatschen die Wellen auf den Sand. Von der Düne her tönen nun plötzlich die Klänge des Hohenfriedberger Marsches. In strammem Schritt rückt in endloser Reihe Bataillon auf Bataillon heran. Es ist eines jener Regimenter, das aus den Schützengräben der noch nicht zwei Meilen entfernten Front abgelöst, hierher marschiert ist, um sich den Genuß eines kühlen Bades zu verschaffen. Von Neuport, von La Bassée und Ypern kommen sie hierher und erquicken den angestrengten Leib in den Fluten des gütigen Meeres.

an. In die Klänge der Musik fällt machtvoll der Gesang der Soldaten ein.

In der Nähe des Kurstaals liegt deutlich markiert eine Bombe im Dünen sand, die in der Nacht zuvor von einem englischen Flieger geworfen wurde, aber zum Glück nicht krepierete. Im Gegensatz zu den an-



Der Schauplatz des Gallipoli-Abenteuers. (Mit Text.)

ende, Middelbarte, das früher vornehmlich von Deutschen besuchte Vlantenberghe und vor allem Zeebrügge hat Ostende verhältnismäßig sehr wenig gelitten, obwohl es der Beschickung durch englische Überdreadnoughts nicht weniger schonungslos preisgegeben ist als die vor- genannten Plätze.

Man darf den Grund wohl darin suchen, daß in Ostende überwiegend eng- lisches Kapital durch eine rationelle Zerstörung leiden würde. Zwar erschien vor einiger Zeit eine englische Flotte von etwa 46 Schiffen vor Ostende, die ihre Granaten aber nur auf die Werft rich- teten. Durch Niederlegen des Leuch- turms, der den englischen Ka- nonieren als willkommenes Ziel diente, ist diese Gefahr erheblich ver- ringert.

Durch die Straßen des von der Zivil- bevölkerung zum großen Teil verlassenen Ortes führt uns der Weg zurück. In dem Ras- seehause vor uns streicht ein Matrose die Fiedel, Land- stürmer singen dazu die hei- matlichen Weisen. Vom Bahnhofe her rückt ein neues Bataillon her-

buener emmueren.

umwies vechenungen als dem sonndemonstranten

verweirte sein, was viele Schiager noch auch auf andere Punkte der Front fortplangte.

„Ich bin ein Engländer“, sagt der neben mir stehende biederere Familienvater. Wenige Minuten später erkennen wir auch den Grund der eiligen Flucht des englischen Fliegers, denn in mächtigen Kreisen folgt ein deutsches Kampfflugzeug dem abziehenden Gegner.

Brügge. Ein Glanz aus mittelalterlichen Tagen liegt über der stillen Hauptstadt Westflanderns. Bruges la Morte (das tote Brügge) nennen die Bewohner dieses Städtchens, in dessen Mauern Tausende von deutschen Malern, Tausende von deutschen Idealisten gewirkt haben, um die Schönheit vergangener Jahrhunderte auf sich wirken zu lassen und in sich aufzunehmen. Durch die winkligen Gassen und um die hohen Giebelhäuser raunt der Wind, er flüstert uns Märchen und Sagen aus den Tagen Maximilians, dessen Gemahlin Maria, die Tochter Karls des Kühnen von Burgund, ihr junges Leben in Brügges Mauern lassen mußte. In der Kirche Unserer Lieben Frauen ruhen unter prächtigen Sarkophagen die irdischen Reste von Vater und Tochter.

Der Anfang des 15. Jahrhunderts bezeichnet den Höhepunkt von Brügges Blütezeit. Damals noch durch den Zwang mit der Nordsee verbunden, war das Haupt der flandrischen Hanse neben Venedig und Genua ein Mittelpunkt des Welthandels, in dem auch die deutsche Hanse ihre Stapelplätze hatte. Siebzehn tausendmännische Faktoreien hatten hier ihren Sitz. Die Zahl der Bewohner belief sich auf etwa 200.000. Johanna von Navarra, die Gemahlin Philipps des Schönen von Frankreich, sprach im Jahr 1302 bei ihrem Einzug in Brügge, als sie die Kleiderpracht und Appigkeit der Bürgerinnen sah, die berühmten Worte: „Ich glaube allein Königin zu sein; hier aber sehe ich Hunderte gleich mir.“ Der Dichter der Göttlichen Komödie gedenkt im 15. Gesang des Inferno voller Bewunderung der Deiche, die an der Küste zum Schutz gegen die Meerflut errichtet waren.

Aber die Verandung der Küste und die Begünstigung Antwerpens durch Kaiser Maximilian I., der mit den stolzen Brügger Kaufherren im ewigen Hader lebte, haben der Blüte Brügges ein schnelles Ende bereitet. Heute liegt nur noch ein blasser Schimmer ehemaliger Größe über der toten Stadt, in deren alten Kanälen sich Türme und Dächer vergangener Jahrhunderte spiegeln. Es ist wie ein leises Zittern der Herbstsonne über des verfunkenen Sommers Pracht. In der Luft fliegen schon die weißen Fäden, ferner haben heiserer Schrei kündigt des ewigen Winters Nacht.

Erst der Krieg hat Brügge wieder aus dieser Totenruhe gerissen. Als Sitz des Generalkommandos des Marinekorps ist es erfüllt von militärischem Leben. Lastautos rasen vorüber, in langen Rügen werden Pferde von jungen Rekruten zur Stadt hineingeführt, deren Straßen von Soldaten aller Waffengattungen wimmeln. Wir aber wandern abseits tief, tief hinein in das Land der Romantiker. Melodisch klingt das Spiel der 49 Glocken vom Velfried her, von dessen Höhe aus man bei klarem Wetter das Blitzen der Geschütze bei Neuport und Genua deutlich sehen kann. Von den Fenstern des Stadthauses, eines zierlichen, gotischen Hauses aus haben die Grafen von Flandern den Bürgern bei ihrem Regierungsantritt den Eid geleistet, die Gerechtigkeits der Stadt zu schützen. In der Cranenburg, an deren Stelle ein neues Gebäude getreten ist, hielten die von den Genuern aufgewiegelt Brügger Bürger den Kaiser Maximilian trotz Reichswehr elf Wochen lang gefangen. Die Heiligblutkapelle birgt einige Tropfen vom Blute des Heilandes, die Dietrich vom Elsaß 1150 aus dem Heiligen Lande mitbrachte und der Stadt schenkte.

Auf den alten Kanälen zwischen grauen Mauern und unter überhängenden Bäumen verträumen wir im Boot eine Stunde des Friedens. Nur ab und zu horcht das Ohr auf das dumpfe Rollen, das wie eine Drohung des Weltenschicksals aus der Ferne herüberdringt. Schon sendet die Abendsonne ihre schrägen Strahlen, als wir über die die Stadt einschließenden Boulevards zu dem Begijnhof mit seinen weiß getünchten Häuschen und der Kapelle der heiligen Elisabeth gelangen. Jener feine Geruch, der das Nahen des Herbstes kündigt, liegt in der sonnenklaren Luft, dann und wann rieselt ein Blatt von den Bäumen zu unsern Füßen. Am Minnewasser, dem alten Hafen der Stadt, wandeln Brügges hübsche Bürgerinnen, sie bewundern mit schauerlicher Neugier die kräftigen Gestalten der Marinesoldaten und die meist von Schmutz starrenden Uniformen der deutschen Feldgrauen, denen heute eine Stunde der Erholung im stillen Brügge vergönnt ist.

Auf dem Wiesenplan neben dem Lac d'Amour sammelt sich eine Menschenmenge an, die gespannt die Blicke zum Himmel richtet. Wir treten hinzu und bemerken in einiger Entfernung in beträchtlicher Höhe ein Flugzeug, das aber soeben in weitem Bogen seinen Kurs zur See hin nimmt.

„Das ist ein Engländer“, sagt der neben mir stehende biederere Familienvater. Wenige Minuten später erkennen wir auch den Grund der eiligen Flucht des englischen Fliegers, denn in mächtigen Kreisen folgt ein deutsches Kampfflugzeug dem abziehenden Gegner.

Ein reges Leben herrscht in den Abendstunden in den Hauptstraßen der Stadt, vor allem auf dem Platz vor dem Bahnhof.

„Ich bin ein Engländer“, sagt der neben mir stehende biederere Familienvater. Wenige Minuten später erkennen wir auch den Grund der eiligen Flucht des englischen Fliegers, denn in mächtigen Kreisen folgt ein deutsches Kampfflugzeug dem abziehenden Gegner.

Spaziergänger, Offiziere, Soldaten, vorüberlaufende Autos — alles drängt sich durcheinander. Ein Marineposten präsentiert vor dem preussischen General, der soeben durch den Eingang des Bahnhofs tritt. Die wenigen Gasflammen, die diesen erhellen, lassen das Dunkel, in welches der mächtige Bau gehüllt ist, nur noch unheimlicher erscheinen. Hunderte von Menschen hatten in der Finsternis des D-Zuges von Ostende, der gleichfalls ohne jede Beleuchtung in die Halle hineindonnert. Nur die beiden Lichter der Lokomotive bohren sich wie die Augen eines hungrigen Wolfes in das Dunkel. So geht es hinaus in die Nacht. Die Sterne leuchten hernieder auf Flanderns heiligen Boden. Heilig durch das Blut der Braven, das hier geflossen ist. Erst in Gent bekommt auch unser Zug wieder Licht. Überall brennen mächtige Feuer im belgischen Land, und von Antwerpen her suchen die Scheinwerfer den Himmel ab. Ein deutsches Luftschiff nimmt seinen Weg über das Meer, wohin es fährt, wissen wir nicht.

Der Landstürmer.

Stimme von E. Fries. (Nachdruck verboten.)

Der Stat wollte heute durchaus nicht klappen. Emil Wehrhahn war zerstreut. Die beiden anderen waren herzlich enttäuscht. Endlich warf er die Karten hin.

„Ich kann nicht, Kinder! Immerzu muß ich daran denken, wie schön es wäre, wenn man sich an die Front melden könnte. Seit heute früh der Feldwebel danach gefragt hat, geht es mir nicht aus dem Sinn.“

„Na, Mensch, warum tust du 't denn nicht? Da könnt'n se Leute wie dir gebrauchen“, redete Freund Kubitzke zu.

„Das sollt' ich meinen“, sagte Wehrhahn und redete sich selbstberuht in den Schultern. Er war ein forscher Kerl, dem das bequeme Leben bei der Bewachung des Funkturmes nicht behagte. „Aber wenn man Frau und Kinder hat —“

„Siehste“, rief Baethge triumphierend, „heiraten ist gut — nicht heiraten ist besser — id habe dir gewarnt.“

„Du, sei man stille, sonst erzählst er 't seiner Gaste“, warnte Kubitzke. „Vor die hat er Bammel —“

„Ach was, Bammel! Das verbißt' ich mir!“ Wehrhahn war ganz erbozt.

„Na, du sagst ja selbst, daß de dir wegen ihr nicht melden dußt —“

„Das ist was anderes. Oder meinst du, es wäre ein Spaß für eine Frau, wenn der Mann ihr als Krüppel wieder kommt? Ja, wenn sie mich schicken möchten, dann ginge ich sofort. Aber unser Hauptmann ist zu rücksichtsvoll, der will, wir sollen es freiwillig sagen, und das können wir nun wieder nicht. Dem Plaffow und dem Domnit geht es ebenso wie mir —“

Die andern sahen es ein. Das Leben am Funkturm war stumpfsinnig. Wochen vergingen, ohne daß etwas geschah. Aber das war nun einmal so und mußte auch so sein. Mancher war froh, daß er es so leicht hatte. Man war doch kein Jüngling mehr und konnte hier auch seine Pflicht erfüllen. Aber für Wehrhahn war das nichts. Er hatte immer großen Tatendrang gehabt. In der Jugend hatte er weite Wanderfahrten unternommen, die ihm den Spitznamen „der Abenteurer“ eingetragen hatten. Vielleicht hatte er wirklich einen Schuß Zigeunerblut in den Adern, wie man munkelte. Wer mochte das wissen?

Die drei pafften große Wollen aus ihren Pfeifen.

„Meinen Dienst hier kann jeder tun, aber draußen, da könnte man noch was nützen“, fing Wehrhahn nach einer Weile wieder an.

Kubitzke nahm die Pfeife aus dem Mund und spuckte aus.

„Warum meldest du dir nicht heimlich?“ fragte er langsam und sah den Freund durchdringend an. „Die Weiber müssen nich alles wissen.“ Wie beifallstreichend blickte er auf Baethge.

Der senkte zustimmend den Kopf, aber er sagte nichts.

„Dran gedacht hab' ich auch schon“, gestand Wehrhahn, „aber der Rudud könnte sein Spiel machen und meine Olle erfährt es —“

„Wie will se'n det machen?“ fuhr Kubitzke auf. „Du sagst ihr: Dann und wann muß id raus, und damit jut! Ja kenne dir gar nich wieder mit all deine Bedencklichkeiten!“

Acht Tage später war Wehrhahn unterwegs nach dem Osten. Er kam noch eben recht, um an den letzten Kämpfen in Ostpreußen teilzunehmen. Das war freilich ein anderes Leben als das beschauliche Dasein im havelländischen Luch.

Viele Kilometer weit wurde an einem Tage marschiert, oft durch fußhohen Schnee und meist bei grimmiger Kälte. Die Dörfer, wo — wenn überhaupt — übernachtet wurde, waren zerstossen, die Dächer von den Häusern, soweit sie überhaupt noch standen, fortgerissen, daß der eisige Wind heulend von allen Seiten durchpfeifen konnte. Und wenn wirklich einmal die Sonne schien, so durfte man sich nicht darüber freuen. Dann taute der

Gemeinnütziges

tage?“ — Alles dies half dem armen Oberst nichts. So wie er war, mußte er einsteigen, und der Wagen durchmaß die gewaltige Entfernung zwischen Warschau und Varna. Dasselbst angelangt, mußte er sich überzeugen, daß jene Depeche die Wahrheit verkündigte, dann wurde er auf demselben Wege zurückgebracht. Sofort hatte er sich beim Vizekönig zu melden. — „Nun, ist Varna unser, lieber Oberst?“ — „Es ist wahr, Eure“, murmelte dieser mit heimlichem Zähneknirschen. — „Nun, da nimm diesen kleinen Votenlohn!“ Damit überreichte Konstantin dem Oberst eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Dose. — Diakonoff verfiel infolge der Strapazen der Reise in eine lebensgefährliche Krankheit.

Das Bassin der Petroleumlampe darf, um eine Explosionsgefahr zu vermeiden, nur bis 3 Zentimeter vom oberen Rande entfernt gefüllt werden.

Ein Sniff für die Herstellung eines besonders



Ein Kniff für die Herstellung eines besonders schönen Streuselkuchens. Schlesien ist bekanntlich das Heimatland des Streuselkuchens, der sich in der ganzen Welt eingebürgert hat und, wie man sagt, auch auf dem kaiserlichen Kaffeetische nicht fehlen darf. Der deutsche Kaiser soll als jungverheirateter Prinz den Streuselkuchen in Breslau kennen und schätzen gelernt haben und ihn seitdem allem andern Kuchen vorziehen. Und wahr ist's, nirgends wird so guter Streuselkuchen gebacken wie in Schlesien, und gar manche Hausfrau gerbricht sich den Kopf darüber, wie die Schlesiener es anstellen, daß der Streusel so hoch und loden und dabei weich und mild ist, während er bei ihr gar so leicht zerfließt und hart wird, trotzdem sie das echte Rezept: gleiche Teile rohe Butter und feines Mehl, Zucker und Eint nach Geschmack, das ja an Einfachheit nichts zu wünschen übrig läßt, benützte. Der Fehler liegt gewöhnlich in viel zu reichlichen Zuckerzuatz und Weglassen zweier Kniffe, die gern geheim gehalten werden. Die schlesische Hausfrau nimmt zum Streusel nur wenig Zucker und niemals Harin, sondern Puderzucker, den sie des feineren Geschmades wegen einen Kaffeelöffel voll Vanillenzucker zufügt. Damit der Streusel recht hoch und loden wird, nimmt sie ein halbes Pächchen Backpulver unter die Masse, es recht gut darin verketnend. Die Hauptsache ist, daß das Backpulver kurz vor dem Bestreuen und Baden des Kuchens unter den Streusel gemengt wird und nicht etwa längere Zeit damit steht. Wer einmal auf diese Art Streuselkuchen gebacken, wird diese beiden einfachen Kniffe nicht wieder weglassen wollen und mit solchem Streusel immer Ehre einlegen. M. A.

Bemooste Obstbäume lassen ein gesundes Wachstum nicht zu, da die Moosbildung ein Verodro für Ingezieher mit dessen Brut ist. Durch Kalkstänke allein erreicht man nicht viel. Man bestreiche Stamm und Äste mit 20- bis 30prozentiger Karbolineumlösung an. Für das junge Holz darf nur 15prozentige Lösung genommen werden.

Gegen die überwinternden Mäuse wandelt man mit Erfolg Brennspiritus an. Ein Anstrich dieses Mittels ist ebenso wirksam wie Petroleum. Er verfliegt jedoch schneller wie dieses und kann deshalb an frischen einjährigen Trieben, welche immer empfindlich sind, keinen Schaden anrichten.

Leistenrätzel.

Bilderrätsel.

	A				A	
A	B	B	E	E	I	
	I	I	K	K		
	L	L	N	N		
R	R	R	R	S	S	
	S					

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logograph's: Tanne, Tenne, Tonne. — Des Rätsels: Aller, Hand, allershand.
Des Rätselsprungs:
Freund, hast du dies Problem geraten, Dann rühre dich zu großen Taten!

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.